



# Erfahrungen mit dem interkulturellen Zusammenleben

---

## **Einleitung:**

*„Was macht den Frieden aus? Er ist das Zusammenkommen von Unterschieden. Sich mit unterschiedlichen Menschen an einen Tisch setzen“.* (Tonino Bello, Bischof von Molfetta, + 1993)

Die moderne Gesellschaft ist heute eine multikulturelle Gesellschaft. Das wird nicht nur so bleiben, diese Tendenz wird sich weiter verstärken. Wenn man bedenkt, dass heute weltweit über 60 Millionen Flüchtlinge unterwegs sind, (die große Mehrheit von ihnen innerhalb ihrer eigenen Länder und Kontinente, keine 3% schaffen es nach Europa), dass die Touristenströme und die internationalen Handelsbeziehungen immer noch zunehmen, so kann man erahnen, welche Dringlichkeit das Thema des interkulturellen Zusammenlebens in den kommenden Jahren noch bekommen wird. Gleichzeitig gibt es in unserer Multioptionsgesellschaft nicht mehr die „Einheitsbiografien“ und wir Menschen werden uns auf der individuellen Ebene immer unähnlicher. Das kann auch bedeuten, dass sich unser Zusammenleben in Zukunft komplizierter gestalten wird.

Interkulturelles Zusammenleben ist nicht nur ein aktuelles und dringendes Thema für die Zivilgesellschaft als Ganzes, sondern auch für die Kirchen. Viele Ordensgemeinschaften und kirchliche Organisationen, besonders die international aufgestellten oder missionarischen Kongregationen haben Mitglieder aus mehreren Nationen in ihren Reihen und leben diese Realität seit Jahren ganz selbstverständlich, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten. Der kulturelle Wandel wird auch in immer mehr Ordensgemeinschaften in Deutschland zur Normalität.

In internationalen Gemeinschaften zu leben ist seit Jahren auch mein persönlicher Weg. Meine bisherige interkulturelle Erfahrung ist diese: 20 Jahre lang lebte ich in mehreren combonianischen Gemeinschaften in verschiedenen Landesteilen Brasiliens und anschließend, war ich 8 Jahre lang verantwortlich für die Ausbildung unserer Theologiestudenten in Innsbruck. Diese Ausbildungsgemeinschaft, bei uns Scholastikat genannt, war zusammengesetzt aus 10-15 Studenten aus Europa, Afrika und Lateinamerika. Über 4 Jahre hinweg war ich dort aber der einzige mit Deutsch als Muttersprache.



## 1. Der Combonianische Hintergrund

„Die kulturelle Vielfalt ist ein Geschenk, das seit den Anfängen in der Kongregation der Comboni-Missionare zum „charismatischen Erbe“ gehört. So drückt es unsere Lebensform aus. In der Tat, unser Gründer, Bischof Daniel Comboni hatte bereits wenige Jahre nach der Gründung seines Institutes für Afrika (1867) schon Mitglieder aus mehreren Nationen in seinen Reihen. Es waren Diözesanpriester, Ordenspriester und -brüder und Laien aus europäischen Ländern, sowie aus Ägypten und Sudan. Deswegen sagen wir nicht ohne Stolz, dass wir schon „international auf die Welt gekommen sind.“ Zum Zeitpunkt seines allzu frühen Todes, er ist 1881 mit 50 Jahren gestorben, zählte sein „Institut für Zentralafrika“ gerade mal 36 Mitglieder aus 10 Nationen.

Zudem wurde Comboni in Limone am Gardasee (1831) geboren, das eine geografische, kulturelle und sprachliche Schnittstelle war zwischen Italien und der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie. Er war von Geburt Österreicher, aber mit italienischen Wurzeln und Muttersprache.

In seinem missionarischen Wirken im Sudan, damals Zentralafrika, vermeidet es Comboni immer wieder, auf die Seite einer bestimmten Kolonialmacht gezogen zu werden, indem er betont, dass „sein Werk ein katholisches sein soll, nicht ein spanisches, französisches oder deutsches oder italienisches“ (Schriften 944)

Seit einigen Jahren kommt das Institut in der Berufungsfrage dem Traum seines Gründers von einer afrikanischen Kirche etwas näher: 90% unserer Kandidaten stammen inzwischen aus verschiedenen Ländern Afrikas. Das Motto von Comboni, „Afrika durch Afrika retten“ scheint sich -zumindest auf dem Gebiet des Aufbaus eines eigenständigen Ortsklerus- langsam abzuzeichnen, wenn auch noch viel zu tun bleibt, sowohl auf kirchlicher wie auf sozial-politischer Ebene.

Alle combonianischen Hausgemeinschaften in Afrika, Lateinamerika und Asien sind inzwischen international zusammengesetzt. Am wenigsten trifft das auf die Provinzen in Europa zu, wo dieser Prozess eher schleppend vor sich geht. Wir haben z. B. in unserer „deutschsprachigen Provinz“ mit 52 Mitgliedern „nur“ zwei Mitbrüder aus Afrika. Das Generalkapitel von 2015 hat alle europäischen Provinzen ausdrücklich eingeladen, auch für Mitbrüder aus den Provinzen des Südens offen zu sein.

## 2. Interkulturelles Zusammenleben

Die biblischen Akteure des Festes von der Erscheinung des Herrn (Epiphanie), von denen wir am Anfang des neuen Jahres gehört haben, ist für mich ein treffendes Bild, wie ein interkulturelles Zusammenleben gelingen könnte. Die Weisen aus dem Morgenland haben



sich trotz unterschiedlicher Herkunft, Sprache und Kultur zusammen auf den Weg gemacht um den Heiland der Welt zu suchen. Sie konnten ihr Ziel erreichen, weil sie einem gemeinsamen Stern gefolgt sind. Und sie haben sich an der Krippe getroffen. Jesus ist der Zusammenführende, jenseits aller Sprachen und Kulturen. In unserer Gesellschaft, mit so vielen Wahlmöglichkeiten, in der sich die Menschen aber immer unähnlicher werden, ist ein starkes, gemeinsames Ziel unbedingt notwendig, ja eine Voraussetzung, wenn das Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Kulturen gelingen soll.

Die Gabe der kulturellen Vielfalt soll zum Projekt werden. Es ist ein Projekt Gottes, der den Menschen als sein Ebenbild erschuf, also als beziehungsfähiges Wesen. Dazu ist es zuerst notwendig, dass jeder einzelne seine eigene Kultur kennt und sich mit ihr identifiziert. Das ist die Voraussetzung, dass er sich anderen Kulturen öffnen und sie auch wertschätzen kann. In der Grundausbildung legen wir deshalb Wert darauf, das Postulat in der eigenen Heimatprovinz oder wenigstens im eigenen kulturellen Umfeld zu halten, wo die Kandidaten ihre eigene Kultur besser kennenlernen können. (wegen der ausbleibenden Kandidaten in einigen Provinzen immer weniger möglich)

In einer Hausgemeinschaft müssen sich alle aktiv einbringen, damit sich keine Parallelgruppen bilden oder keine Dynamik von „wir-ihre“ oder von „Alteingesessenen – Neuankommende“ entsteht. Die Kraft der kulturellen Vielfalt wirkt nicht automatisch oder spontan. Die kulturelle Vielfalt ist ein Weg, der das Wachstum der Person fördert. Dazu braucht es aber Vertrauen in sich und in andere, Geduld, viel Zeit und eine gehörige Portion Demut. Papst Franziskus betont in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“, dass das Ganze mehr ist als der Teil. Er schreibt: „Das Ganze ist mehr als der Teil, und es ist auch mehr als ihre einfache Summe ...Ebenso geschieht es mit einem Menschen, der seine persönliche Eigenheit bewahrt und seine Identität nicht verbirgt, wenn er sich von Herzen in eine Gemeinschaft einfügt: er gibt sich nicht auf, sondern empfängt immer neue Anregungen für seine eigene Entwicklung. Es ist weder die globale Sphäre, die vernichtet, noch die isolierte Besonderheit, die unfruchtbar macht“. Er spricht dann vom Modell des Polyeder, welches das Zusammentreffen aller Teile wiedergibt, die in ihm ihre Eigenart bewahren. (EG 235-237)

### **3. Meine Erfahrungen:**

Die Kultur durchdringt das Leben des Menschen voll und ganz. Sie bedingt die Urteile und Verhaltensweisen jedes einzelnen viel tiefer als wir uns dessen überhaupt bewusst werden können. Die Identität jeder Person wird innerhalb einer Kultur geformt. Nur dann, wenn man von dieser Identifizierung ausgeht, ist es möglich, sich später anderen Kulturen zu öffnen, sie zu verstehen und sie mit dem zu bereichern, was man selber aus der eigenen Kultur einbringen kann.



Keine Kultur ist vollkommen. Jede hat ihre Werte und ihre Grenzen. Kultur ist das Ergebnis von Erfahrungen, das unter bestimmten Bedingungen und ganz konkreten Notwendigkeiten herangereift ist, auf die sie Antworten gibt, die aber nicht immer die bestmöglichen sein müssen. Das ist der Ausgangspunkt, wenn wir unsere eigene Kultur und die der anderen als „relativ“ betrachten wollen. Relativieren heißt hier natürlich nicht, eine Kultur herabsetzen oder gar verachten, sondern sie in ihrem eigenen Umfeld sehen. Das ist absolut notwendig für jeglichen interkulturellen Dialog und für alles multikulturelle Zusammenleben.

Wichtig aus meiner Erfahrung ist auch zu unterscheiden zwischen dem kulturellen Hintergrund einer Person und seinem Charakter. Allzu oft geschieht es, dass die Kultur einer Person dafür benützt wird, um eine charakterliche Schwäche zu entschuldigen oder zu rechtfertigen. Das banalste Beispiel: „ich komme immer zu spät, weil das in meiner Kultur so ist“. Vieles hat mehr mit Charakter zu tun als mit der Kultur einer Person. So suchen wir nicht selten Antworten für unsere Unterschiedlichkeit in der Herkunft, in der Kultur bis hin zur verschiedenartigen „Zivilisation“. Dabei ist aber unser naturgebener und mehr oder weniger weiterentwickelter, manchmal auch unerlöster, Charakter nicht weniger von Bedeutung. Natürlich werden charakterliche Merkmale durch kulturelle Einflüsse, innerhalb denen jemand aufwächst, verstärkt oder auch abgeschwächt. So entstehen nicht selten Lebens- und Ausdrucksweisen, die den Menschen noch mehr zu einem Geheimnis machen, das er gottgegeben ohnehin schon ist.

Ein Schlüssel für das Zusammenleben in einer internationalen Gemeinschaft ist die Selbsterkenntnis, die hilft, andere besser zu verstehen. Meiner Erfahrung nach gibt es keinen schlechten Charakter und keine schlechte Kultur. Vielmehr hat jeder Charakter seine guten und weniger guten Seiten und auch Kulturen haben ihre guten und auch zu hinterfragenden Seiten. Das christliche Menschenbild ist da eine große Hilfe, Charakter und Kultur zu reflektieren. So werden in diesem Zusammenhang die Werte einer Kultur, in der Auseinandersetzung mit den Werten, die uns Jesus vorgelebt hat, erhöht und betont, während kritische Elemente in einer Kultur infrage gestellt werden. Genauso ist es mit dem Charakter einer Person. Aus diesem Grund ist die persönliche Weiterentwicklung des eigenen Charakters und die stetige Auseinandersetzung mit der eigenen und fremden Kultur für das internationale Zusammenleben von großer Bedeutung.

#### **4. Herausforderungen**

Sehr sensible Punkte sind aus meiner Erfahrung der Gebrauch der Sprache und der Umgang mit Geld in der Gemeinschaft. Allzu lange wurde in unseren Comboni-Gemeinschaften in Afrika die Muttersprache der Mehrheit der Mitbrüder (z. B. italienisch oder deutsch) als ganz selbstverständlich verwendet anstatt der Landessprache vor Ort. Das hat zu vielen Verletzungen geführt und einen Inkulturationsprozess behindert. Die Erfahrung zeigt, dass die Sprache nicht nur ein einfaches Kommunikationsmittel ist, sondern ein komplexes



Instrument mit mehreren Nebenerscheinungen. Man sollte aus der Sprache jedoch kein Werkzeug für kulturelle Ansprüche machen. Nachdenklich macht mich die ordensinterne Beobachtung, dass heute jüngere Mitbrüder oft nur mehr die Sprache lernen, aber das Studium der Kultur eines Landes oder eines Volkes eine geringe Rolle spielt.

Der Umgang mit Geld ist bis heute manchmal Anlass für Verstimmungen und Missverständnissen zwischen den kulturell verschiedenen Gruppen. Es ist tatsächlich schwer für Afrikaner aus einigen Ländern mit leeren Händen nach Hause zurückzukehren. Einige afrikanische Volksgruppen haben bis heute kaum eine Erfahrung, wie man Geld verwaltet. Wir bieten inzwischen in unseren Ausbildungshäusern regelmäßige Workshops über Buchhaltung, Verwaltung und Abrechnung an. Aber das allein genügt nicht. Der Weg zu einer gemeinsamen Kasse, wie wir sie auf Kongregationsebene beschlossen haben, ist weit mehr als eine Frage der korrekten Abrechnung. Es braucht die Bekehrung der Herzen, die uns alle dazu führt, uns von den materiellen Dingen immer mehr zu lösen, einen einfachen Lebensstil zu führen und die materiellen Mittel miteinander zu teilen. Dazu gehören die Transparenz und die Mitverantwortung aller.

Als besondere Herausforderung kommt neben dem Altersunterschied eine weitere Herausforderung hinzu, nämlich die Beziehung zwischen der Mehrheit und der Minderheit in einer Hausgemeinschaft. Die meist ältere Mehrheit, noch aus europäischen Ländern, lebt mit einer meist jüngeren Minderheit, aus afrikanischen oder lateinamerikanischen Ländern, in einer Hausgemeinschaft. Da prallen dann schon viele verschiedene Mentalitäten, Verhaltensweisen, Gewohnheiten bei Essen und Kleidung, Glaubensvorstellungen, bis hin wie Autorität ausgeübt wird, aufeinander. Nur der ständige Wille zum Dialog kann helfen, gegenseitige Vorurteile oder oft instinktmäßige Reaktionen zu überwinden. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Mehrheit aufmerksamer und flexibler sein muss, um einen gemeinsamen Weg in die Zukunft zu ermöglichen.

## **5. Chancen für die Zukunft**

Das Jahr 2019 ist für unsere Kongregation zum „Jahr der kulturellen Vielfalt“ erklärt worden. Gerade weil eine interkulturelle Gemeinschaft nicht vom Himmel fällt und nicht automatisch gelingt. Für uns Comboni-Missionare ist die kulturelle Vielfalt Teil unseres Charismas und gehört zu unserer Berufung. Folglich gehört auch die Offenheit gegenüber Mitbrüdern anderen Kulturkreisen und die Fähigkeit, mit ihnen konstruktiv zusammenzuleben zu den Aufnahmekriterien. Diese Fähigkeit muss immer wieder überprüft werden.

In unseren Reihen betonen wir oft, dass Interkulturalität zwar eine große Herausforderung ist, aber auch eine Bereicherung. Worin besteht diese?



- Eine interkulturell zusammengesetzte Hausgemeinschaft ist in sich schon ein prophetisches Zeichen. Sie zeigt ganz konkret, dass ein solches Zusammenleben auf friedliche und fruchtbare Weise möglich ist. Das ist heute nicht zu unterschätzen, wo unsere Gesellschaft immer stärker von ethnischen bis fremdenfeindlichen Tendenzen durchzogen wird.
- Ich erlebe die kulturelle Vielfalt auch als eine persönliche Bereicherung, weil man von anderen Lebensweisen lernt. Ich habe in Brasilien realisiert, dass unsere „deutsche Art“ das Leben zu organisieren, längst nicht immer die hilfreichste ist. Wenn ich den Menschen auf den Plätzen beim Feiern zugesehen habe, dachte ich mir oft: „feiern und das Leben genießen können die Brasilianer viel besser als wir, denn sie sind fähig, mit dem wenigen was ihnen zur Verfügung steht, viel kreativer umzugehen und viel daraus zu machen“.
- In der Fremde, d. h. aus der Distanz lernt man auch die eigene Kultur besser kennen, auch ihre Stärken und Grenzen. Als besondere Stärken der eigenen Kultur schätze ich jetzt ungemein die funktionierenden Institutionen, die verlässlichen Zusagen, die Verantwortung, die Pünktlichkeit, eine gewisse Liebe zur Ordnung etc. Auch die Kraft, eine getroffene Entscheidung in die Praxis umzusetzen.
- Wenn Entscheidungen in einer internationalen Gemeinschaft durch Abwägen vieler Gesichtspunkte getroffen werden, dann sind diese oft dauerhafter und vor Ort besser eingepasst, als wenn z. B. eine nationale Gruppe Entscheidungen durchsetzt, die nur solange funktionieren, solange sie vor Ort ist.

P. Karl Peinhopf

**Artikel erschienen in *Ordenskorrespondenz*, 1-2019, S. 84ff.**

### **Vita:**

P. Karl Peinhopf ist Comboni-Missionar, mit 20-jähriger Tätigkeit in Brasilien, vor allem in der Pastoral an den Peripherien der Großstädte von Vitória, Manaus und Curitiba. Gleichzeitig war er dort auch in der Ausbildung von Diözesanpriestern und Ordensangehörigen tätig. Seit 2014 ist er Provinzial der deutschsprachigen Provinz der Comboni-Missionare mit Sitz in Nürnberg.